



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Martin, Ernst: Ein österreichischer Satiriker aus dem Ende des 13.
Jahrhunders : (der sogenannten Seifried Helbling).

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein österreichischer Satiriker aus dem Ende des 13. Jahrhunderts

(der sogenannte Seisfried Helbling).

Unter den geschichtlichen Quellen nehmen die satirischen Gedichte eine eigenthümliche und nicht unbedeutende Stelle ein. Da die Satire die Wirklichkeit schildert mit der Absicht zu tadeln, so liegt es in ihrem Wesen, daß sie möglichst auf die Einzelheiten eingeht, daß sie Personen, Ereignisse, Zustände in den kleinen, äußerlichen Zügen darstellt, welche die absichtlich zum geschichtlichen Zeugniß aufgesetzten Urkunden und Berichte übergehen. Für die Zeitgenossen bestimmt, kann die Satire wohl übertriebenes, verzerrtes, nicht aber völlig unwahres und unmögliches berichten: dem Nachkommen gewährt sie daher einen unschätzbaren Einblick in das Kleinleben der Geschichte.

Diesen Werth dürfen auch die Gedichte beanspruchen, welche hier besprochen werden sollen.*) Sie führen uns mit großer Treue und Breite ein Stück der deutschen Geschichte in seinen Persönlichkeiten, seinen Stimmungen, seinen Zuständen vor. Dabei verschlägt es nicht viel, daß die allerdings zuerst aufstoßende Frage nach dem Namen des Dichters noch nicht beantwortet werden kann. Denn das wichtigste an diesen Gedichten ist eben nicht die Persönlichkeit des Verfassers, sondern sein Gegenstand, der geschichtliche Kreis, dem er angehört, seine Zeit und seine Heimath. Und hierüber sind wir zur Genüge unterrichtet. Unser Dichter war ein Östreicher und er dichtete in den letzten zwei Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts. Bergegenwärtigen wir uns zunächst mit wenigen Zügen die Ereignisse, welche dieser Zeit vorausgingen und die Entwicklung Östreichs in ihr bedingten.

Als im Jahre 1273 Graf Rudolph von Habsburg zum deutschen König erwählt wurde, sah es bekanntlich in Deutschland sehr trüb aus. Die deutsche Nation, eben noch in den Kreuzzügen des Rothbarts und Friedrich II. als

*) Sie sind herausgegeben von Th. v. Karajan in M. Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum 4, 1—284; vergl. auch 13, 464: Eine Anzahl Stellen hat G. Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit II. 1. „Vom Mittelalter zur Neuzeit“ benützt. Hier sollen die fünfzehn Gedichte zwar nicht erschöpfend mitgetheilt und behandelt, aber doch in ihren Grundzügen und ihrer Entwicklung dargestellt und durch Proben charakterisirt werden.

die erste der Christenheit anerkannt, war seit dem jähen Sturze der Hohenstaufen aufs tiefste in der fremden und eigenen Achtung gesunken; nach außen ohnmächtig, im innern durch zahllose wilde Fehden zerrissen. Am schlimmsten aber stand es damals mit den südöstlichen Grenzgebieten, mit Oestreich und Steiermark; hier war noch vor dem Interregnum des Reiches ein Interregnum des Landes eingetreten. 1246 war Herzog Friedrich der Streitbare, der letzte aus dem glorreichen Stamme der Babenberger, in einem siegreichen Treffen gegen die Ungarn gefallen. Als bald erhoben sich von verschiedenen Seiten Ansprüche auf die verwaisten Länder; unter den Bewerbern trug, vom Papste begünstigt, Ottokar von Böhmen den Sieg davon. Seine Rechtsansprüche hatte er durch eine Vermählung mit Margarethe, der Schwester des Herzogs Friedrich, begründet; als er jedoch Oestreich sicher in seiner Gewalt zu haben glaubte, verstieß er die schon Bejahrte. Ihr Schicksal war ein Bild dessen, was das Land zu erdulden hatte. Oestreich war bereits durch die Erbfolgekriege, die namentlich von Seiten Ungarns mit barbarischen Verwüstungen geführt wurden, furchtbar mitgenommen. Nun trat auch die Herrschaft des übermüthigen Böhmen mehr und mehr in ihrer wahren Gestalt hervor. Seine Willkür und Grausamkeit wandte bald die Herzen seiner Unterthanen von ihm ab und ließ sie mit Sehnsucht nach einem Befreier blicken.

Und dieser fand sich allerdings. König Rudolph erkannte sofort, welche Zukunft seinem Hause bevorstand, wenn es ihm gelang, die rechtlich herrenlosen Länder Oestreich und Steiermark zu gewinnen, und er nahm den Kampf gegen den scheinbar übermächtigen König auf. Als Ottokar sich weigerte, seinen unrechtmäßigen Besitz dem Reiche zurückzugeben, zog Rudolph 1276 mit einem kleinen Heer in Oestreich ein; die Nachbarn unterstützten ihn, die Landesangehörigen erhoben sich für ihn. Wien widerstand eine Zeit lang, durch eine Partei des Rathes beherrscht; mit der Uebergabe der Stadt aber brach auch der Muth des Böhmenkönigs. Er trat Oestreich und Steiermark ab, Rudolph nahm es in seinen Besitz. Vergebens, daß Ottokar nochmals 1278 mit einem von allen Seiten gesammelten Heere in Oestreich einbrach; Rudolphs treffliche Leitung, die Tapferkeit der Seinigen und die Hilfe des jungen Ungarnkönigs errangen den entscheidenden Sieg auf dem Marchfelde. Ottokar selbst fiel; den Frieden mit seinem Erben stellte Rudolph her, indem er ihn mit einer seiner zahlreichen Töchter verheirathete. Dann verfügte er über die nun dauernd erworbenen Länder. Er belehnte im December 1282 seine Söhne Albrecht und Rudolph mit Oestreich, Steiermark und Krain, übergab aber 1283 am 1. Juni auf die Bitte der Landesherren, der vornehmen Ritter, Albrecht allein die Herrschaft.

Wie sich nun Oestreich unter Albrecht befand, wie sich aus den Nach-

wirkungen der langen Rechtlosigkeit und Verwilderung ein östreichisches Landesgefühl und die Anhänglichkeit an das neue Herrscherhaus stark und immer stärker erhob, das läßt sich aus den Satiren unsers Dichters am besten erkennen. Es wird am angemessensten sein, sie nach ihrer zeitlichen Folge durchzunehmen.

Das älteste dieser Gedichte (XIV) ist noch im Frühjahr 1283 verfaßt, da es von zwei Herzögen spricht. Es enthält schon den Gedanken, den der Dichter später mit Vorliebe verfolgte, aber noch in allzu knappem, unreifem Ausdruck. Jedes Land, so heißt es, habe seine eigenthümlichen Sitten, nur Oestreich nicht; da seien die Leute windschaffen, d. h. wankelmüthig, wetterwendisch. Der alte Herzog Friedrich habe sich ungarisch getragen, dann habe man den Sachsen ihr kurzes Haar nachgeäfft. Auch die böhmische Art sei nicht spurlos vorübergegangen; das zeige der Morgengruß dobrotyro. Und so ahme man auch den Meißnern nach, den Baiern, Steirern, Kärntnern, Krainern, Wälschen, Schwaben. Ja die Schwaben! Ihre Sättel, die wie Krippen um den Reiter herumtiefen, ihre Dickelhauben, das alles habe man ihnen zu verdanken. Im Ganzen stehe es wohl um Oestreich unter dem Doppelregiment der Söhne des römischen Königs. Ein so vorzüglicher Friede ward noch nie im Land, der König selbst sende seinen Schutz vom Rhein her. Zum Danke dafür sollten nun die Dienstmänner, die mit Reichs-, geistlichen und fürstlichen Lehen begabte Ritterschaft an den Rhein ziehn und dort, wie der Dichter sich mit einer Anspielung auf die Nibelungen ausdrückt, den Wein König Gzels bezahlen, d. h. ihre Haut zu Markte tragen.

Abgesehen von dem Spott über die Schwaben, die mit den Habsburgern ins Land gekommen waren, spricht sich der Dichter hier noch ziemlich anerkennend über die neue Herrschaft aus. Ganz anderen Stimmungen gibt das nächste Gedicht (V) offenen Ausdruck. „Wen es nicht verdrießen mag, der höre an des Landes Klage! Seid ihr getreu dem röm'schen Reich, so klag ich, König Rudolf, euch und allen euren Schwaben, die durch vier Jahre haben, von mir, dem armen Oesterland, — es ist euch sicher noch bekannt, — ihren Unterhalt genommen. Fürwahr, das ist mir schlecht bekommen. Nicht länger sei's verschwiegen, wie ich mich ließ betriegen. Der Herzog, den ihr mir gesandt, fällt mir der Ungarn Volk ins Land, dann reitet er zum Jagen. Die Herzogin muß ich verklagen, die ist für's Gut so eingenommen, so viel sie irgend kann bekommen, das schiebt sie alles in den Sack und sendet dann das volle Paß zu ihrem Vater, daß ihr's wißt, der dort in Kärnten Herzog ist.“ — Und nun geht es über die neuen fremden Beamten her, über den Landschreiber, über den Grafen von Rabenswalde, und ganz besonders über den listigen Fuchs, den Haug von Taufers; der eine schicke nach Nürnberg, der andre nach Thüringen, der dritte an die Etsch, was sie

nur zusammenraffen könnten. Ja, auch die Damen am fürstlichen Hofe gehen nicht leer aus. Da sei die Schwester des von Helfenstein, eine alte karge Schwäbin, die leihe Pfennige aus, um dafür eine Mark zu nehmen, und kaufe Weizen und Korn auf, um es zu behalten, bis etwa ein theures Jahr komme. Natürlich werden auch die Geistlichen nicht geschont: der Abt von Admont, der Ordensbrecher, der in die Hölle fahren solle. Und endlich die weltlichen Räte des Herzogs. Das seien nur vier, und zwei von ihnen noch dazu bei dem ungarischen Grafen Zwan von Güssing in Gefangenschaft. Wenn die ganze Gesellschaft in den Schmutz versänke, dann wäre noch zu wünschen, daß sie das Wasser nicht unlauter machten. Des klagt das arme Oestreich, zum ersten, zweiten und dritten Mal und verwünscht zuletzt den König selbst in ganz unehrerbietig derbem Ausdruck.

Man kann nicht leugnen, bitterer, ja frecher konnte ein Unterthan nicht von seinem Fürsten reden. Aber es ist auch das schlimmste. Es ist der letzte, volle Ausbruch der Unzufriedenheit, die das straffe Auftreten der Habsburger und ganz besonders des Herzogs Albrecht in Oestreich hervorgerufen hatte. Sah sich schon Rudolph genöthigt, die Steuer des Böhmenkönigs doppelt zu erheben, so wurde nun zweierlei als besonders drückend, ja als unerträglich empfunden. Einmal, daß es die Fremden, die Schwaben waren, die die besten Stellen im Lande erhielten, und sodann, was uns als gewichtiger erscheinen wird, daß man bei all dem durchgreifenden, hochbesteuernenden Regiment weder von der furchtbaren Pestbeule jener Zeit, dem Raubritterthum befreit ward, noch auch Schutz gegen außen, vor allem gegen die grausamen Verheerungen der Ungarn hatte. Dies letzte sollte aber bald anders werden. Im Jahr 1289 sammelte Albrecht ein gewaltiges Heer und brach in Ungarn ein. Graf Zwan von Güssing, der an den Landesgrenzen auf einer ausgedehnten und fast ganz unabhängigen Herrschaft saß und von da aus die deutschen Nachbarn unaufhörlich beunruhigte, wurde angegriffen, eines seiner Raubnester nach dem andern fiel, die Städte, darunter Preßburg wurden von den wiener Bürgern für ihren Herrn besetzt gehalten. Zwar waren diese Erfolge keine bleibenden; denn König Andreas, der bald darauf den ungarischen Thron bestieg, fiel, von dem patriotisch erregten Adel getrieben, 1291 mit zahllosen Reiterschaaren in Oestreich ein, belagerte selbst Wien; aber der noch am Ende des Jahres geschlossene Friede, der dem Grafen Zwan sein Gebiet zurückgab, nöthigte ihn zugleich, seine Burgen zu brechen.

Mit dem Ungarnzug Albrechts änderte sich auch die Stimmung unseres Dichters. In einem Gedichte (VI), das er die Samenunge d. h. die Versammlung des Heeres genannt hat, fordert er die vornehmen Dienstmannen auf, ihr großes Gut anzugreifen und mit zahlreicher Ritterschaft auf dem Sammelplatz zu erscheinen. Da werden die einzelnen geschätzt, der Herr von

Rabenswald soll hundert Reiter bringen, die von Kunringen dreihundert, der Marschall von Meiffau zweihundert u. s. f. Der eine wird gemahnt, sich nun dem Herzog dafür dankbar zu erweisen, daß er den Saug von Taufers vertrieben habe; denn vor dem wäre ihm doch nichts übrig geblieben. Ein anderer muß sich daran erinnern lassen, daß er keine Kinder habe, und wie habe vor Zeiten der Dichter Bernhard Freidank kurz und gut gesagt? „Wer seine Wittwe viel läßt erben, macht, daß sie desto mehr umwerben.“

Schwieriger war es, den Wünschen des Dichters, der damit gewiß die Meinung aller Redlichen aussprach, in einem andern Punkte gerecht zu werden. Das Raubritterwesen hatte während des Interregnums unter dem Deckmantel der politischen Fehden furchtbar überhandgenommen. Sowohl die friedlichen und schutzlosen Landleute wurden beraubt und gequält, als auch die Waarenzüge der Städter geplündert und ihre Führer zur Erpressung von Lösegeld eingekerkert. Kaum ein Zeitgenosse gibt uns von diesem Unglück und dieser Schmach so glührothe Bilder als unser Dichter. Und wer will es ihm verdenken, wenn er vor allem den Herzog anklagte, der dieser entsetzlichen Landplage zu steuern habe?

Greifen wir eine dieser Schilderungen heraus, die nicht sowohl das Verderbliche, Verbrecherische dieses Treibens mit Entrüstung geißelt, als vielmehr die Verkommenheit der Raubritter und ihrer Helfershelfer verhöhnt. Diese Schilderung findet sich in einem Gedicht (XIII), das sich für den Brief eines fahrenden Spielmanns an seinen Kollegen ausgibt: der Brieffsteller, der übrigens als nun schon verstorben bezeichnet wird, heißt Seifried Helbling, der andere Julian. Beide werden als *hovegumpelman* d. h. *Hospossenreißer* bezeichnet — ein wenig ehrenvoller Titel; aber die Selbstbekenntnisse Seifried Helblings rechtfertigen ihn durchaus. Sie zeigen, daß Ritter und Sänger, die der Beginn des dreizehnten Jahrhunderts nach gleich idealer Höhe strebend gesehen, am Ende desselben Jahrhunderts beide schon ebenso tief gesunken waren. Der Dichter versteht es, diesen Wechsel in das rechte Licht zu setzen. Er läßt seinen Brieffschreiber damit beginnen, daß er nun alt und hinfällig sei, und was noch schlimmer, daß er die besten, die nach hohen Ehren strebenden überlebt habe. Nun folgt eine Aufzählung der österreichischen Edeln aus der letzten Zeit der Babenberger. Da werden die von Hardeck genannt, die im Jahre 1260 den Heldentod bei der Vertheidigung der Landesgrenze gegen die Ungarn gefunden hatten. Dagegen, sagt Seifried Helbling, müssen selbst die gefeierten Helden der Tafelrunde zurückstehn. Welche Muster von Ritterschaft waren das, Kol und Kraft von Steunz, die Kunringer Heinrich Hadamar Aber, Rapot von Valkenstein, und wie sie weiter heißen. Wo ihre Wappenschilder glänzten, zwölf Striche zobel-schwarz und lichtgolden, oder das Einhorn, oder der Löwe, da ward

den Feinden auch mit Löwenmuth begegnet. An ihnen hätten selbst Gasmuret und Parzival harte Gegner gefunden, die Herr Wolfram von Eschenbach so hochgepriesen habe, obschon er keinen von ihnen je gesehen; ihm aber, sagte Seifried, seien jene wohlbekannt gewesen. „Die Edlen klag' ich ewiglich.“ So schließt er die Bilder der alten Zeit und wendet sich zur neuen. „Doch muß ich nun erhalten mich, auf welche Art ich immer kann. Lieber Freund, Herr Julian, komm' ich in Märkt' und Städte, find' Helden ich am Brette; die raunen sich und winken. Sei, wie die Wackern trinken, die Speerewälderbrecher! Man sieht sie volle Becher in ihren Händen schwenken und sie zur Tjoste senken, die ihnen nicht viel Mühe schafft. Und wenn sie nun den Nebensaft besiegt, sieht man sie Schnippchen schlagen: Hurrah, Gesell, das muß ich sagen, ein edler Wein, ein schöner Fund! Wer könnt' versagen ihm den Mund! Er ist so schneidig, lind und klar.“ Gar klüglich stell' ich dann mich dar Und bringe meinen Gruß so an. Den höre lieber Julian. Ich sag' „Von Dänemark Herr Frut, der geb' euch ewig frohen Muth, und mög' zu diesem schönen Wein Herr Saladin euch Glück verleihn!“ (König Frut und Saladin sind die stehenden Muster und Schutzpatrone der Freigebigkeit, der Milde.) „So grüß' ich diese werthen Herrn. Wir sehn dich, lieber Seifried, gern.“ So ruft ein frommer Knappe mir. Frau, bringt ihm Wein, und kostet's vier! Der andere läßt sich hören: „Das sollt' mich wenig ehren, wollt' ich den Gruß ihm nicht gedenken. Frau, heißt ihm für sechs Pfening schenken! die nimm zu Liebe mir und trink, mein Seifried, lieber Helbling!“ Der dritte und der vierte dann die bieten mir noch andres an. Nun steht mein Spiel so wie es soll. Und bin ich zur Genüge voll, auf Knöpf' ich mir das Röcklein dann. Ihr edlen Herren, hört mich an: Ich kann euch gute Mähre sagen. Ich sah wohl zehen Krämerwagen — bei meiner Treu, 's ist ungelogen — die auf der Kremsjer Straße zogen. Die Ladung ist nicht gerade schwer, sie führen jetzt ihr Geld daher für Weizen an die Gms hinauf. Nun Julian, jetzt pass' mir auf, was sie für Namen haben, es sind gar schlaue Knaben. Seifried, sei still, du sprächst zu laut!“ So ruft mir Künzel Unkraut. Brechenfried und Bauernhaß die sagen leise „Sprich und laß uns hören, was du kannst berichten. Der Herzog wird doch nimmer richten. Der hat soviel zu schaffen mit Laien und mit Pfaffen; so kommt er nimmermehr dazu.“ der läßt uns noch auf lange Ruh. Drum laßt das Glück uns haschen! Sprach Gilinsgrab Stehbeiderflaschen. Wir wollen Eidgenossen sein. Laßt, wie sie woll'n, die Pfaffen schrein, wir schaffen uns Gut und Gewinn. Und trät der Teufel vor mich hin, ich schlug ihm eins in seine Kehle, He, Endohnreu und Morddieseele, Auf, eure Kraft zu messen! Daß euch die Bären fressen!“ Herr Grollhard, hört! sprach Knickdenriegel, „Wenn ich nicht heut die Bauern

Striegel, sei ich vom Rosenmund verbannt!' ,Stopsensack, bist du zur Hand?' Sprach Großschlund, sein Geselle fein: Wir fliehn nicht in den Wald hinein. Der Landfrieden ist ja so gut, daß keiner irgend was uns thut.' Wie freu ich mich!' sprach Weißfuß. Nun höre, Freund, boshaften Gruß! Gott soll den Herzog uns erhalten, bei dem wir so im Lande schalten! — Zur Straße eilen dann die Herrn, ich folge hinterdrein von fern. Denn seht, so muß ich mich ernähren, Herr Julian, und davon zehren. Wenn ich da Scharlach nicht erjage, noch Zobel, nun was thut's? ich trage ein Bauernwamms davon, auch gut. Ihr edlen Herrn, habt guten Muth!' So feu'r ich an solch einen Ritter. Und kehrt er dann zurück und tritt er ins Haus, so mahnt sein Liebchen ihn, Daß er die Bauern lasse knien." — Der Brief schließt mit dem Wunsche, daß Herr Julian indessen im Viertel unterm Mannhardtsberg mit demselben Geschäft recht viel Glück haben möge.

Zeigt sich nun der Dichter in dieser Schilderung mehr als Spötter denn als bitterer Tadler, so neigt er in mehreren anderen Gedichten noch mehr zu einer ruhigen Auffassung und zu heitern, lächerlichen Bildern. Zu dieser Mäßigung mochte er auch dadurch veranlaßt werden, daß seine früheren Gedichte ihm nicht wenige Feinde gemacht zu haben scheinen. Er suchte daher die Verantwortlichkeit für seine kecken Reden von sich selbst abzuwälzen und fand eine sehr glückliche Figur, die er zu ihrem Träger machte. Er gab fortan seinen Gedichten die Form von Gesprächen mit einem Knappen, den er so dreist und fürwitzig erscheinen ließ wie er wollte, während er selbst ihm gegenüber eine zurückhaltende, mildernde und belehrende Stellung einnahm. Er verglich diese Dichtungsform in dem Einführungsgedicht (I.) mit dem Buche Lucidarius, einem damals beliebten Katechismus.

Die einzelnen Fragen, die der Knappe hier thut und der Ritter beantwortet, sind nun nicht gerade in logischer Ordnung aneinandergereiht. Nach Besprechung einiger Gegenstände allgemeiner Art, des Geizes, der Thorheit, die ein Alter begeht, indem er eine junge Frau nimmt, — springt der Knappe über zu einem ganz besondern Thema, dem Lieblichsthema unseres Dichters. Er verwundert sich, daß in Ungarland, so groß es sei, die Leute doch nicht einen Fuß breit von ihrer ungarischen Landesart abgingen, während in Oestreich, dem kleinen Herzogthum, so ganz verschiedene Sitten herrschten. Da seien einige in der Gegend ob dem Mannhardtsberg, die trügen eine so wunderliche Art von Wamms, daß an einem ihrer Ärmel vier Männer zu ihren Wappenröcken genug hätten. Wo in der unförmlichen Gestalt der Rücken und wo die Brust stecke, könne niemand errathen. Der Meister entgegnet: Nun ermiß an deinem Leide, wie ich es dir bescheide. Der Rock ist das beste Einkommen des Trägers, wenn er bei Nacht und Nebel über Feld reitet. Dann trägt er Brecheisen, Dietriche und eine ganze Küstammer

von solchen artigen Werkzeugen in seinem Wamms, das von Rechtswegen eine Diebskutte heißen sollte.' — Der Knappe führt ein neues Bild vor: Ungarisches Haar und bairisches Gebahren, an den Ellenbogen lange Zipfel; die Stiefeln sind wohl zu sehen; denn der Rock ist ganz unanständig kurz; mit dem Aufschürzen braucht er sich freilich nicht zu bemühen. 'Ein Krautjunker' entgegnet der Ritter; wer den Esel nicht erkenne, der solle nur nach den Ohren sehen. — Noch mehr weiß der Knappe: einen vorn mit großem Schopf, hinten kurz geschoren, daß das Haar kaum einen Finger breit vorkuckt. Und doch hat er kein Landgut in Thüringen oder Sachsen; auch ist ihm nie in Meissen die Kornsaat verunglückt; denn nie kam er dahin. Rede man ihn aber an, dann antworte er: „Wat wolt gi, salig Kumpen?“ Ob das wohl ein rechter Destreicher, ein Oftermann sei? „Ei nein“, ist die Antwort, „der mit seinem wat wat, mit seinem kurzen Kopf und langen Hals ist eine rechte Oftergans.“ — Nun aber kommt eine Figur, die der Dichter offenbar mit besonderer Liebe gezeichnet hat. Vor dem Leithaus — der Schänke — steht ein Knappe, im Wamms von Eisenringen, darüber einen Rock von feinem pöltlinger Tuch und hübschem Schnitt. Im breiten, etwas herabhängenden Gurt steckt sein Daumen, die anderen Finger umspannen ein Messer, ein Gnadmesser. Die linke aber drückt auf den prächtig gezierten Griff des Flamberts, sodas die Spitze hinten emporsteht. Eisenhandschuhe schützen beide Hände, auch Hut und Gollier sind mit Eisen eingenäht. Dem Jüngling kommt die Wirthin entgegen, die er um Wein anspricht, indem er unter Flüchen behauptet, alles bezahlen zu wollen, und wenn er's seinem Vater stehlen müßte. „Was denkt ihr, Frau? Ich bin nicht arm. Mein frommer Knecht, der Wolfesdarm *) zieht grad' ein Thier in euren Stall, — Hätt' ich die Wahl der Hengste all, ich nähm' nicht drei für den allein. Seht, ob der kräftig wol mag sein! Ein Fallthor bräch' vor seinem Schnauben; und wenn, das sollt ihr gern mir glauben, der Himmel auf die Erde fiel, ich fürchtet' nicht 'nen Pappenstiel das Kumpeln: Denn er slög' dazwischen hindurch und sollt' mit mir entwischen.' Derweile kommt der andere Knappe, Geierskropf, der soeben vom Essen aufgestanden ist und sich nun dn's Trinken begibt. „Frau Wirthin, bringt den Leuten Wein!“ rief Geierskropf, der wackre Becher. Sie bracht' ihm einen vollen Becher, den sog er in den Schlund hinein.' Welch gute Kehle ist doch meine! Was da für Dings hinunterfährt und mir vom Leib den Mangel wehrt!' Und als nun die Frau dem Herrn die Unerfättlichkeit der Knechte klagt, bestätigt das Wolfesdarm: „So krank mocht' ich noch niemals sein, ich zaust' euch doch ein Ochsenbein wie einen kleinen

*) Dieser Name wie so manches andere läßt vermuthen, daß der Dichter das maere vom Meier Helmbrecht gekannt habe.

Gänsefuß.' Ist das nun österreichische Landesfitt? fragt der Knappe zum Schluß und erhält eine Antwort, die auf eine im Mittelalter oft, sogar in den Nibelungen, berührte Stammesverschiedenheit hinweist. Die Destreicher sind die harmlosen, heitern, höflichen, und ihr gerader Gegensatz die Baiern. So heißt es denn auch bei unserm Dichter: Nicht österreichisch sei diese Händel- und Raublust, diese Gier und Maßlosigkeit in Speis und Trank, sie stamme vielmehr von den Baiern her. Die seien so oft von Landshut herübergekommen, hätten geraubt und gepreßt und sich so für ihre Armut daheim auf ihren Steinklippen am österreichischen Reichthum entschädigt. Leider aber gebe es auch in Destreich so manchen Osterreich, der gelehrig alles, was er sehe, nachmache. — Der Knappe fährt fort: ‚Sagt, lieber Herr, wer mag das sein? Ich sah hier manchen also fein an Haltung und in Reden klug, fast schien es mir, mehr als genug. Ihm ist ein Freund entgegenkommen, da hab' ich diesen Gruß vernommen: ‚Gott gebe dir stets frohen Sinn! Ina, mein Freund, woher? wohin?‘ ‚Mein werther Herr, ich danke sehr, Von meiner Schwieger komm' ich her.‘ ‚Sag, hast du eine Schwieger hie?‘ ‚Gewiß, zu Wien hier hab' ich die. Wer sollt' hier ohne Schwieger sein? hier gibt's so viele Töchterlein.‘ Der Hieb trifft die schwäbischen Ritter, die der Herzog in's Land gezogen und von denen er einige mit österreichischen Erbtöchtern vermählt hatte zum großen Aerger der einheimischen Herren. — Nun aber ist es genug. Die Reihe der falschen Destreicher beschließt die Beschreibung des echten. Sein Kleid ist weder zu kurz noch zu lang. Sein Haar wächst in natürlicher Freiheit und wird vorn von der Haube verdeckt. Wer ihm mit Hohn oder Grobheit entgegenkommt, dem bietet er schnell die Spitze; aber gegen Gute ist er gut. Vor Gott ist er andächtig, gegen seine Freunde getreu und wahr. Er versteht ebensogut Scherz wie Ernst, und spart am rechten Orte sein Gut nicht. ‚Das ist der rechte Osterreich, fällt der Herr bei, und der Knappe wünscht, daß dem, der nun lieber anstatt dessen ein Baier sein wolle oder ein Sachse, daß dem ein Höcker wachsen möge oder ein geschwollener Kropf.

Hierauf wird noch eine Tugend besonders besprochen, die Tapferkeit. Der Knappe führt den Raubritter vor, den armen Herrn, der unter dem Vorwand, zum Herzog in's Feld zu ziehen, in die Höfe der Bauern einfällt und alles wegraubt und wegschleppt, zuletzt Feuer anlegt und dem Bauern droht, ihn mit Weib und Kind hineinzuwurfen, wenn er nicht auch das verborgene Geld herausgebe. Der Ritter erwiedert, daß gerade die dem Feinde gegenüber in der wahren Gefahr, den Muth verlören, den sie am Wehrlosen so gern ausließen. Dann werden die kleinlichen Gemüther gescholten, denen, wenn sie lange vorm Feinde liegen, ihre Aecker keine Ruhe lassen und die daher gerade im wichtigsten Augenblicke vom Heere zurückkehren.

Auch hier hat der Dichter einen bestimmten Fall im Sinne; denn um solcher Leute willen hatte der Sommerfeldzug gegen Iwan von Güssing unterbrochen werden müssen. Hierauf folgt der Prahler, der ohne Harnisch dem Feind entgegenreitet; aber er hat auch eine rechte Kunst, die Kunst Haltedichfern, die schirmt ihn vor allen Wunden. Wenn nun das Gefecht zu Ende ist, dann kann niemand besser erzählen als er, wie man hier mit den Lanzen aufeinander ansprengte, dort in ganzen Scharen focht. Natürlich: denn ihm war der Eisenhut nicht über die Augen herabgeschlagen; von ferne konnte er in Ruhe alles ansehen. Auch hier wird endlich der rechte Mann, der still das Beste thut, den andern entgegenstellt.

Nachdem die Ritter also in nicht gerade schmeichelhaften Bildern abconterfeit sind, werden auch die Frauen vorgenommen. Diese Schilderungen sind nicht weniger lustig, aber zum Theil für unsern Geschmack etwas derb. Ich zähle daher nur kurz die einzelnen Gestalten auf, welche der Dichter uns vorzeichnet. Da erscheint die Frau, die dem geizigen Manne schlechte Suppe und Kraut ohne Schmalz vorsetzt, und während er auf dem Acker sich quält, selbst mit ihrer Dirne guten Wein trinkt und ein zartes Hühnchen verzehrt. Abends hat sie natürlich keine Lust, an der kargen Mahlzeit ihres Mannes Theil zu nehmen, und er kann sich, indem er sie in die runden Backen kneift, nicht genug wundern, woher ein so mäßiges Weib ein so prächtiges Aussehen bekomme. — Dann folgen die Bilder der Eitelkeit: die Frau, die ihre Reize allzubloß stellt, die andre, welche sie durch allerhand Mittel zu erhöhen sucht — und wir erfahren da ein ganzes Register von Toilettekünsten, die wir unsern guten Vorfahren kaum zugetraut hätten. — Und damit ist die Bilderreihe noch nicht zu Ende; es bleiben noch übrig die Fromme, die keine Messe versäumt und zu Hause keine Gebetszeit vergißt, die aber ihre Dienstleute grob und grausam behandelt und ihrem Manne das Leben fast unerträglich macht; dann die Stille, die alles gehn läßt und duldet, wie ein Lämmlein; endlich die Fensterhenne, die beständig von ihrem Manne weg nach einem andern krizelt. — Jetzt aber fühlt der Dichter selbst, wie sehr seine böse Zunge sich schon versündigt hat, er schließt mit einem warmen Lobe der guten Frauen. Freilich zuletzt kommt wieder der Schalk zum Vorschein. Der Dichter meint, solche Frauen, ganz rein von allem Fehl und Tadel, gebe es immer nur wenige, in einer weiten Umgegend kaum drei, — schlau fügt er hinzu: die meine ist, will's Gott, dabei.

Diese Gespräche mit dem Knappen setzen sich nun in andern Gedichten fort, und der Dichter bestrebt sich, ihnen durch die Umstände, unter welchen er sie statt finden läßt, noch mehr den Schein der Wirklichkeit zu verleihen. Das eine Mal (II) erzählt er, daß er nach seiner — übrigens bescheidenen — Mahlzeit im Garten spazieren ging, wie da der Knecht zu ihm kam: Ob er

schon wisse, daß der Herzog eine Frage halten wolle, d. h. ein Gericht, bei dem jeder anbringen konnte, was er von geschehenem Unrecht wußte. Der Ritter faßt diesen Gedanken auf und will anstatt des Herzogs richten, was der Knappe ihm nur anzeigen werde; an seiner Seite stehe ein Fürstenrath, wie er besser nicht sein könne, die sieben Tugenden Treue, Wahrheit, Scham, Zucht und Mäßigung, Verständigkeit und Ehre. In der Klage des Knappen tritt nun freilich zunächst der beschränkte Standpunkt des Richters hervor, wenn er auch die Gerechtigkeit an sich erstrebt, doch seine Standesvorteile in den Vordergrund stellt. Erst werden die Bauern gescholten, die sich wie Ritter tragen und deren Weiber in bunten seidnen Tüchern aus Gent einherstolziren. Dann kommen die Höherstehenden an die Reihe. Schon früher war die Feindseligkeit des Dichters gegen den Dienstadel bemerkbar geworden, jetzt tritt sie in immer höher gesteigertem Maße hervor. Namentlich wird der Geiz der vornehmen Herrn gegen die von ihnen abhängige Ritterschaft gescholten. Dienstkumsonst, das sei jetzt der rechte Mann. — Hierauf geht der Dichter jedoch zu allgemeineren Klagen über und schildert den Straßenraub, wofür wieder der Fürst verantwortlich gemacht wird, den Neid, die Lüge. Der Knappe wünscht von jedem Neidischen nur eine Bohne, oder für jede Unwahrheit ein Weizenkorn zu erhalten am Hof oder am Graben in Wien, wo damals die Krämer feil boten, und nun gar auf dem Schottenhofe bei den Pferdemarkten — dann wolle er bald reich werden. — Soviel am ersten Tage. Am zweiten wird die umsichgreifende Prozeßsucht vorgenommen, Früher habe es in ganz Oestreich drei Gerichtstage gegeben, in Neuburg, Tulln und Mautern. Einmal sei es auch vorgekommen, daß der Herzog drei Tage geseffen habe, ohne daß jemand zur Klage vor ihn getreten sei; da habe Leopold seine Hände erhoben und Gott dafür gedankt, daß das Volk im ganzen Lande friedlich und ruhig neben einander wohne. Jetzt aber, bei den Hofgerichten zu Wien, da gehe es anders zu. Wenn hundert klagten, so schlichen noch tausend um die Schranne herum und möchten gern ankommen. Und noch andere, die auch warteten, saßen im Wirthshaus; wenn einer da seinen Uebergurt verliere, so sei er gleich bereit, den Wirth vor Gericht zu fordern. Freilich, wenn man zur alten Sitte zurückkehrte, so könnten die Schreiber nicht mehr so reich werden wie bisher; und das sei ihnen doch zu gönnen, da die Geistlichen mit der Simonie, dem Kaufe ihrer Würden, dem Verkauf der kirchlichen Gnaden noch ganz andre Geschäfte machten. Ueberhaupt sei am Clerus so manches auszusetzen und sehr zu beklagen, daß man ihn nicht vor den weltlichen Richter laden dürfe. Und dazu komme noch die Zwietracht der Kirche, indem gerade damals von 1292 bis 1294 die Cardinäle sich zu keiner neuen Papstwahl vereinigen konnten. Vom Papste geht der Dichter auf den König über; was solle der

am Rhein Pfenninge zählen und seine Kaiserkrönung in Rom außer Acht lassen; — es war ja seit Friedrich II. kein Kaiser gekrönt worden, und Adolph von Nassau, der eben 1292 die Königswürde erlangt hatte, war erst recht außer Stande, daran zu denken. Endlich werden die Ungarn gescholten, deren König Ladislaus vor einiger Zeit ermordet worden war: verflucht sei das ganze Land über diese Untreue. — Am dritten Tage beginnt eine neue Reihe von Klagen, über das Benehmen der Juden, deren Gut man nehmen und zu einem Kreuzzuge verwenden solle; über die umsichgreifende Rauflust, deretwegen jedermann im Eisengewand herumgehe; über die fahrenden Säger, die Lotterfinger, die überlästigen, von Ehre viel schwatzenden und jeder Ehre baren, sie mitsammt ihren weiblichen Berufsge nossen. Betrübbende Bilder, an denen schnell vorüberzugehen das beste ist.

Scherzhafter ist ein anderes Gedicht (III), das uns mit seiner Einkleidung in eine der wichtigsten Beschäftigungen des mittelalterlichen Lebens einführt. Der Ritter geht ins Bad, begleitet von seinem Knappen. Wir erfahren nun bis auf die kleinste Einzelheit alle Vorgänge des Bades, das Begießen mit heißem und mit kaltem Wasser, das Reiben, welches Badefrauen besorgten, das Scheren und Kämmen. Während der Ritter auf der Bank sitzt und sich der angenehmen Nachwirkung des Bades überläßt, heißt er den Knaben vor ihn niederknien. Wegen seiner frechen Reden, die er selbst jetzt noch fortsetzt, wird ihm ein Besenschlag zu Theil — für die ritterfüchtigen Bauern, ein zweiter — für die handeltreibenden Dienstmannen; ein dritter — für den Bischof, der eine Weinschänke hält. Nun erklärt sich der Knappe bereit, nicht nur zu schweigen, sondern zu loben; käme einer in einem Wamms, so weit wie ein Roßbauch, den wolle er für besser gekleidet erklären als je ein Grauritter war. Da bringt ihn endlich die Drohung, den Besenstiel zu gebrauchen, zu Ruhe. Der Ritter scheidet vom Knappen nach nochmaliger Ermahnung, ihn bei den hohen Herrn nicht wieder in den Verdacht schlechter Gesinnungen zu bringen.

Aber diese Verleugnung oder Versteckung der Angriffe scheint dem Dichter noch nicht genügt zu haben. Er stellt in den nächstfolgenden Gedichten den Knappen als aus seinen Diensten entlassen und nur zufällig mit ihm zusammen treffend dar. So in einem Gedichte, welches uns wieder einführt in die politischen Ereignisse, die Oestreich von neuem tief zu erschüttern drohten. Albrecht hatte vergeblich danach gestrebt, der Nachfolger seines Vaters Rudolph zu werden. Mit den rheinischen Erzbischöfen hatte namentlich der junge König von Böhmen, Albrechts Schwager, aber durch dessen hochfahrendes Benehmen verleßt, die Wahl Adolphs von Nassau durchgesetzt. Damit schöpften aber auch die Unzufriedenen in Oestreich, neue Hoffnung. Wie viele derartige Elemente vorhanden waren, haben wir an unserem Dichter selbst

gesehen: und er vertrat die niedere Ritterschaft, den eigentlichen Mittelstand, der nebst den Bauern noch am meisten das Wohl des Ganzen bedachte. Schlimmer stand es mit den Städten und mit dem Dienstadel. Wien hatte zuerst von Kaiser Friedrich II. die Rechte einer freien Reichsstadt, und von Rudolph in der Noth vor der Schlacht auf dem Marchfelde wenn auch, wie es scheint, nicht deren Bestätigung, doch auf jeden Fall ausgedehnte Freiheiten erhalten. Aber Albrecht war nicht gewillt, seine beste Stadt aus der Hand zu geben: ungescheut verletzete er die städtische Verfassung und brachte das aufständische Stadtvolk durch Absperrung aller Zufuhr zur Ergebung. Dies war 1288 geschehen, noch unter König Rudolph. Damals hatten die Landherren zugesehn, vielleicht daß sie mit den Krämern nichts zu schaffen haben wollten. Jetzt aber, nach Rudolphs Tod, traten auch sie aufrührerisch zusammen. Daß ein Aufstand der Steirer 1292 trotz der Unterstützung durch die Baiern und den Erzbischof von Salzburg von Albrecht schnell unterdrückt wurde, schreckte sie nicht ab. In Trübensee hielten sie ihre Zusammenkunft; sie sandten ihre Boten an König Adolph, an den Böhmenkönig, ja selbst an den schlimmsten Landesfeind, Iwan von Güssing. Aber Albrecht hielt auch hier Stand. Die wirklich begründeten Beschwerden, vor allem die Begünstigung der Schwaben, stellte er ab, die weitergehenden Forderungen aber wies er zurück und warf die zu offenkundigem Aufstand und Landesverrath Fortgeschrittenen mit aller Kraft nieder. So zerstob die Verschwörung und diente nur dazu, den Herzog bei dem Kerne des Landes beliebt zu machen.

Diesen Umschwung können wir gerade an unserem Dichter deutlich wahrnehmen. Wir sehen, wie ihm, dem anfänglichen Feind, dann lauen Freunde des neuen Herrschergeschlechtes, nun die Augen aufgingen, wie er nun allein im Anschluß an Albrecht das Heil des Landes und namentlich seines Standes erblickte. Er stellt (IV), die Auslehnungsversuche der vornehmen Ritterschaft dar als eine Verschwörung von vier Landherren, die das Herzogthum Oestreich mit Hilfe des Königs Adolph in vier Markgraffschaften hätten theilen wollen. Die Verschwornen, die er mit halbversteckenden Namen Lachsenbrecht, Rüdensmer, Juslos und Henneriuch nennt — wahrscheinlich sind Alber von Buchheim, Heinrich von Lichtenstein, Conrad von Sumerau, Leutolt von Kunringen gemeint — läßt er im Walde bei einer Jagd von seinem Knappen belauschen. Den Herzog mit seinen Schwaben wollen sie zum Land hinaus haben, ihre Partei in Wien und sonst begünstigen, die niedere Ritterschaft aber unterdrücken. Beim Heimritt wird der Knappe befragt, wie die Jagd ausgefallen sei. Er erwiedert, die Hunde Falsch, Haß und Meid seien allerdings gar gut gelaufen. Fürst sei auf der rechten Fährte gewesen, und als Fuchs und Wolf ihm tückisch nachschlichen, habe er ihnen die Zähne gezeigt, sodasß sie bang zurückgewichen seien. Treu lag zu Boden, fest an einen

Baum gebunden, trüb und matt. Wunsch aber sei weit vorausgeeilt, bis an den Rhein; derweilen habe Merk still unter einer Staude gelegen. Die Verschwörer, die die räthselhafte Rede anhören müssen, werden bestürzt und schelten den Burschen als einen Narren. Daran schließt sich weiter die Beschreibung der Audienz; die die Abgesandten des Dienstadels beim Herzog hatten und wie sie durch das Murren der zuhörenden Ritter unterbrochen, ihre theilweise allerdings unverschämten Forderungen dem Fürsten vorlegten, von diesem aber ruhig und fest abgewiesen wurden. Leider ist der Schluß der Erzählung nicht erhalten.

An dieses Gedicht schließen sich noch zwei andere an. Das eine (VII), schildert in ganz allgemeinem Sinne und in allegorischem Gewande einen Kampf der Tugenden und Laster, und vergleicht nur einmal ganz beiläufig die Versammlung der Laster mit der za Trübensee. Das andere (XV), das sich als eine frühere Unterredung mit dem nun entlassenen Knappen darstellt, faßt nochmals die Beschwerden der Ritterschaft gegen den vornehmen Dienstadel zusammen. Der Knappe verwundert sich darüber, wie alle Freude geschwunden sei: das ritterliche Leben, von welchem die Greise soviel zu erzählen wissen, müsse nun wie eine schöne Sage erscheinen. Kürzlich sei er in Wien gewesen und habe bei Hofe dem Essen zugeschaut. Vor ihm saßen vier der Vornehmsten. Der eine sagte: Wenn einer eine gute Kuh hat, so weiß ich, wie er in einem Jahr ein ganzes Fuder Milch von ihr bekommen kann.' Der zweite freut sich über seine zehn vollen Korngruben, die er im Frühjahr hoch verwerthen will; der dritte erzählt, daß er für vierzig Pfund Wein gekauft hat, nicht um selbst davon zu trinken, sondern um damit gute Geschäfte zu machen. Der vierte endlich meint, die Ritter seien gar zu üppig geworden. Man solle ihnen die Pferde immer nur gegen Erlegung von fünf Sechsteln des Werthes übergeben. Diese sparsamen und gewinnsüchtigen Gesinnungen stellt der böshafte Knappe in ein noch schärferes Licht, indem er die einzelnen Aeußerungen mit den Mustern der Ritterschaft, den Helden aus der Gralsage vergleicht. Der Ritter tadelt wieder die lecke Rede; da erwiedert der Knappe, indem er einigermaßen aus der Rolle fällt, dies Gedicht sei der Tougen buoch, das Buch der Geheimnisse genannt und nur für die bestimmt, die des Landes Leid beklagen helfen wollten. Dann fährt er fort, was für eine Landesvertheidigung freilich bei solchem Geitze herauskomme, das habe man bei der Belagerung Wiens durch die Ungarn gesehen. Da habe sich alles in die festen Mauern geflüchtet, und vor allem die Dienstmannen selbst, denen doch die Abwehr der Feinde vorzüglich oblag. Wohl habe einer oder der andere seinen Knecht hinausgeschickt, er solle muthig vor das Burgthor reiten und sein Fähnlein schwenken, damit es der Herzog auch sehe; aber an die Feinde brauche er nicht heran; denn wenn ihm der Hengst

erschossen werde, so müsse er seinen vorjährigen Lohn, ein Pfund, zurückzahlen. Wie ganz anders die Ritter früherer Zeit, von denen einer es mit tausend Ungarn aufgenommen hätte. Darum sei denn aber auch der Friede mit den Ungarn nicht besser ausgefallen und die furchtbaren Verheerungen des Landes ungerochen geblieben.

Noch einmal aber nahm der Dichter die schon aufgegebene Figur des Knappen wieder hervor, als es galt, vor Albrecht, der 1298 den österreichischen Herzogshut mit der deutschen Königskrone (VIII.) vertauscht hatte, den Glückwunsch des Landes zu tragen. Von der früheren Verabschiedung des Knappen ist daher keine Rede; er unterhält sich wie in alter Zeit mit dem Ritter. Auch die meisten Gegenstände des Gesprächs sind nicht gerade neu; die fremden Moden, der Geiz des Dienstabels, das alles wiederholt sich. Aber neu ist die ausführliche Hervorhebung eines innigen Verhältnisses der Dienstmänner zum untersten Stande, den Bauern. Natürlich, daß hierdurch der Ritter seine Interessen aufs schwerste bedroht glaubt. Anschaulich wird geschildert, wie ein reichgewordener Bauer keck genug ist, nach einer ritterlichen Braut zu blicken; und leider gibt es genug adelige Väter, die reich an Kindern, aber arm an Gütern diese schmachvolle Verbindung eingehen. Die Kinder dieser Ehen werden dann als einschuldige Ritter von den Dienstmännern bevorzugt: so erscheint der Bauer Engelmar auf einmal mit dem pompösen Namen Herr Oberrausch. Doch freilich so wenig wie die Osterweih der Kämmer einem dabei stehenden Böcklein zu Gute komme, so wenig helfe einem solchen Bauern der Rittersegen. Wollte Gott, daß er auf einmal anstatt des Schildes ein Sandbrett, anstatt des Schwertes einen Reutelstab trüge, daß ihm sein seidener Beutel zum Säetuch und seine Gürtelborte zu einem hänselnen Futterstrick würde! Sei doch — und in diesem Glauben stand unser Dichter nicht allein — von Julius Caesar den Deutschen verliehen worden, daß man den höheren Stand durch Ihrzen unterscheide; wie noch Herzog Leopold den Bauern verboten habe, Schwerter zu tragen und Wildpret oder Fisch zu essen. Alles dies wünscht der Knappe dem neuen König vortragen zu können, dem das Land noch immer am Herzen liegen werde, wenn er es auch schon seinem Sohne übertragen habe. Aber der Ritter verweist ihm das er solle seine Rede lieber auf die Geschichte des Landes richten. Er solle also mit den Babenbergern, dem Kreuzzug Leopold's VI., beginnen, dann auf die Gewaltherrschaft des Böhmen, die einmüthige Wahl Rudolph's zu sprechen kommen. Der Knappe meint dagegen, das brauche man dem Könige nicht erst zu erzählen; der wisse das selbst am besten. Für diese kecke Unterbrechung entläßt ihn der Ritter aus seinem Dienste, wird aber doch von Herzen eingestimmt haben in die Schlußworte des Knappen: „Was auch die Kriege uns gethan, dies ist ein gutes Ländlein: Das soll man spüren noch am Rhein.“

Ist heuer unser Wein misrathen, so bessern wir doch unsern Schaden, wenn Gott will, schon im nächsten Jahr. Amen und ja, das werde wahr!"

Noch sind vier Gedichte übrig, in denen die schon früher hin und wieder hervorbrechende ernste Stimmung des Dichters ihren vollen Ausdruck findet. Im ersten (IX.) wird der Knappe nun wirklich und für immer fortgeschickt; sechzigjährig hat der Dichter andere Dinge zu bedenken als seine Scherz- und Spottreden. Im zweiten (X.) bittet der Dichter die Jungfrau Maria um Vergabung seiner Sünden; sei er spöttisch gewesen, so wolle er nun jedem Biedermann sein Lob lassen. Diese beiden Gedichte stehen auch durch formelle Eigenthümlichkeiten in einer gewissen Verwandtschaft. Ebenso das dritte und vierte, die sich zu lyrischer Künstlichkeit und zum feierlichen Ausdruck rein religiöser Gedanken steigern. Das eine (XI.) ist ein Ave und schließt an jedes Wort des englischen Grußes eine Strophe an, das andre (XII.) ahmt eine Reimspielerei Walthers von der Vogelweide nach, die dieser freilich mit besserem Geschmacke in einem scherzhaften Lied von Sommerlust und Winterleid angewandt hatte. Es sind fünf Strophen, von denen eine jede durchgängig auf einen der fünf Vocale reimt.

Da uns jedoch diese ernstreligiösen Gedichte weder über die Verhältnisse des Dichters, noch über das des Landes weitere Auskunft geben, so müssen wir als Ausgangsdatum dieser Dichtungen etwa das Jahr 1300 ansetzen. Mit diesem Jahre war, wenn auch nicht für Deutschland, so doch für Oestreich ein gewisser Abschluß der seit dem Ende der Hohenstaufenzeit beginnenden Uebergangsperiode eingetreten. Oestreich, das nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fast aus dem Kranze der deutschen Lande herausgerissen zu sein schien, war nicht nur wiedergewonnen, es hatte sogar die politische Führerschaft in Deutschland erworben. Aber diese war freilich eine andere als die schwäbische der Hohenstaufen, unter welcher die Zusammengehörigkeit und damit die Weltmacht Gesamtdeutschlands in den Vordergrund getreten war. Damals hatte Walthers von der Vogelweide sein schönes Lied gesungen von der Tüchtigkeit deutscher Männer und von den engelgleichen deutschen Frauen. Damals hatte Neidhard von Rauenthal, vom Kreuzzug zurückkehrend, sein Vaterland begrüßt mit den Worten: So wohl dir, deutsche Zunge! — Jetzt am Ende desselben Jahrhunderts stand es anders. Die Stämme und Staaten waren auseinander gefallen. Von deutscher Ehre, deutscher Tugend hören wir bei unserem Dichter nichts, nur Oestreich führt er im Munde: über Oestreichs enge Grenzen blickt er nicht hinaus, was von draußen kommt, ist ihm etwas Fremdes.

Und nicht weniger engherzig wie das Landesgefühl zeigt sich das Standesbewußtsein des Dichters. Nicht als Sprecher aller, nicht einmal für die gesammte Ritterschaft tritt er auf, sondern eigentlich nur als Vertreter einer

ganz bestimmten Classe, die durch sehr materielle Interessen, nicht durch ideale Ziele nach oben und nach unten abgegrenzt war. So erhaben er sich über den Bauern dünkt, — um von den damals allgemein verfolgten Juden gar nicht zu reden, — ebenso feindselig sieht er zu dem durch Reichthum und Ansehen hervorragenden Dienstadler auf. Nicht müde wird er, ihre Habsucht zu schelten, ihre Sparsamkeit zu verspotten.

Dazu kommt endlich noch ein dritter Vorwurf. Vergleicht man die besprochenen Gedichte mit denen aus der vorangegangenen Zeit, aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und den noch früheren, so vermißt man nicht bloß den jugendlichen Idealismus, der die volkstümlichen Gedichte aus der Helbensage ebenso sehr durchdringt wie die Ritterromane; sondern es fällt geradezu eine der formellen Nachlässigkeit entsprechende Derbheit, zuweilen sogar Rohheit auf, die mit Behagen bei niederen Gegenständen verweilt. In der gegenwärtigen Darstellung sind natürlich die Ausdrücke und Bilder dieser Art, wo sie angeführt werden mußten, möglichst gemildert; das wenige jedoch, was davon noch sichtbar geblieben ist, mag einen Schluß auf das weggefallene gestatten.

Wer nun aber diese Fehler, die nicht geleugnet und nicht entschuldigt werden sollen, unserem Dichter selbst zur Last legen wollte, der thäte ihm großes Unrecht. Den größten Theil der Schuld trägt nicht der Dichter, sondern seine Zeit, und es ist vielmehr anzuerkennen, welches Verdienst er sich, trotz ihrer Einwirkung, noch zu erwerben gemußt hat.

Denn jene Derbheit oder Rohheit ist vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis weit in die Neuzeit hinein eine fast durchgängige Eigenschaft der deutschen Literatur. Man erinnere sich, um nur eins anzuführen, der Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert! Dagegen steht denn doch das, was man an unserm Dichter auszusetzen hat, noch licht ab. Vor allem aber ist nicht zu vergessen, daß er nicht Gestalten einer lüsternden oder wüsten Einbildung gibt, sondern stets nach der vollsten Wirklichkeit strebt, daß er das Leben wie es ist und daher auch seine häßlichen Seiten schildert. Dieser Realismus muß für das an sich Anstößige entschädigen.

Und ebenso steht es mit dem Vorwurf der Sonderinteressen. Die ganze Zeit ging in ihnen auf. Gleichgiltig, ja feindselig standen sich Fürstenthum und Städte, Ritterschaft und Bauern gegenüber. In diesem unaufhörlichen allgemeinen Wühlen und Kämpfen muß man demjenigen noch am meisten Beifall geben, der nur das Seine zu erhalten, nicht Fremdes sich anzueignen sucht. Und diese Gesinnung darf man unserm Ritter nicht absprechen: der Kauf- und Raubluft seiner Zeit ist er mit ehrlicher Entrüstung entgegengetreten. So ist denn auch sein österreichisches Landesgefühl in der Richtung der Zeit. War Oestreich, waren die Habsburger darauf bedacht, selbst auf

Kosten des Reiches sich zu befestigen und emporzubringen, so waren es die übrigen Fürsten nicht weniger, die großen Geschlechter so gut wie die kleinen, unter denen die würtemberger Grafen sich ganz besonders in diesem Streben hervorthaten. Die Habsburger aber hatten sich gerade damals ein doppeltes Verdienst erworben, indem sie Oestreich im Innern fest zusammenschlossen und zugleich die Uebergriffe der barbarischen Ostvölker zurückwiesen. Mit Recht durfte unser Dichter auf diese Thaten stolz sein und in voller Ueberzeugung sich dem neuen Herrscherhause anschließen.

Ernst Martin.

Norddeutsche Kriegsmarine.

Die Gesamtstärke unseres Flottenmaterials.

In den letzten Marineartikeln ist den Lesern der Grenzboten mehr technisches Detail zugemuthet worden, als wohl sonst in einer deutschen Wochenschrift geboten wird. Der Verfasser hofft dafür Verzeihung zu finden. Es ist ein großes nationales Interesse, welches er darzustellen suchte, und es ist ein neues. Leider sind die Zeiten fast vergessen, in denen wenigstens Norddeutschland, nicht nur der Mann von der Küste, auch der Kaufmann von Soest und der Weber von Stendal an der Ausrüstung und den Siegen der hanfischen Orlogschiffe leidenschaftlichen Antheil nahmen. Wir alle wünschen und hoffen, daß solche Zeit für das gesammte Deutschland zurückkehre. Und der Verfasser dieser und der folgenden Artikel würde glücklich sein, wenn seine anspruchslosen Zeilen dazu beitragen könnten. Vor allem aber muß man doch kennen, was man mit lieben und pflegen soll.

Die folgenden Seiten sollen unseren Lesern die Gesamtstärke der gegenwärtigen norddeutschen Kriegsflotte in einem anschaulichen Bilde vor Augen führen, und ihnen zugleich einen Maßstab zur Abschätzung dieser Stärke gegenüber anderen Kriegsflotten an die Hand geben.

Wenn man die maritime Stärke eines Staats mit der Stärke des Landheers oder der Heeresstärke eines anderen Staats vergleichen will, so wäre es ungerecht, die Mannschaftszahl beider als Vergleichungspunkt zu nehmen. Man würde dann die unvergleichlich viel größere Stärke einer Flotte für das Feuergefecht gänzlich unbeachtet lassen, sowohl die reiche Ausrüstung der Flotte mit Artillerie des schwersten Calibers, als auch die Geschwindigkeit, mit welcher dieselbe befördert und auch im Gefecht bewegt werden kann, sowie die Deckung der Mannschaft auf den Panzerschiffen, welche der Deckung der Festungen des Landheers entspricht. Alle diese Factoren bringen die Offensivkraft der Flotte auf einen viel höheren Grad, als man nach dem bloßen Mannschaftsstande oder selbst nach der Geschützanzahl annehmen müßte.